

### Zur Bedeutung der Geschlechtlichkeit für die Psychologie

Vinnai, Gerhard

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

**Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:**

Vinnai, G. (1994). Zur Bedeutung der Geschlechtlichkeit für die Psychologie. *Journal für Psychologie*, 2(3), 48-50.  
<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-24781>

**Nutzungsbedingungen:**

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

**Terms of use:**

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

## Zur Bedeutung der Geschlechtlichkeit für die Psychologie<sup>1</sup>

Gerhard Vinnai

Die Einsicht in die Bedeutsamkeit der Geschlechterdifferenz fällt besonders männlichen Wissenschaftlern schwer. Einer gesellschaftlich verordneten Arbeitsteilung entsprechend wird das Nachdenken über Geschlechterrollenprobleme von Männern gerne an Frauen delegiert. Die Frauenbewegung hat vielen Frauen erlaubt, sprachliche Äußerungsformen in bezug auf ihre Geschlechtlichkeit zu entwickeln, deren Mangel viele Männer kennzeichnet. Daß sie aufgrund ihrer frühen Beziehung zur Mutter gelernt haben, für ihr Leiden an der Geschlechtlichkeit Tröstungen bei Frauen zu suchen, blockiert die intellektuelle Auseinandersetzung zwischen Männern über Probleme ihrer sexuellen Identität. Ihre nicht bearbeiteten bewußten und unbewußten Ängste, die mit dem Geschlechtlichen verknüpft sind, begünstigen die Flucht in leere theoretische Abstraktionen, die sich bei Psychologen großer Beliebtheit erfreuen. Sie sind scheinbar von bedrohlichen Gefühlen abgelöst und erlauben eine „ordentliche“ wissenschaftliche Betriebsamkeit, mit der man sich davor drücken kann, sich dem Uneindeutigen, Vielschichtigen und Beunruhigenden der Geschlechterdifferenz zu stellen.

Die etablierte psychologische Wissenschaft ist eine weitgehend von Männern gemachte Wissenschaft, die sich geschlechtslos gibt. Sie ist mit ihrer Art zu denken auf der Flucht vor der Geschlechterdifferenz, die Männer erst wirklich zu Männern macht. Die feministische Wissenschaftskritik bekämpft diese Wissenschaft als männliche Wissenschaft – aber genau genommen ist diese Wissenschaft noch nicht einmal männlich. Eine wirklich männliche Wissenschaft würde sich als solche begreifen und sich in ein viel lebendigeres und produktiveres Verhältnis zur Geschlechterspannung setzen lassen. Sie

könnte es zulassen, daß sie ihre Intellektualität auflädt. Für die vorherrschende Richtung der akademischen Psychologie, die sich am naturwissenschaftlichen Erkenntnisideal orientiert, erscheint die Geschlechterdifferenz typischerweise als etwas Unwesentliches, den Wissenschaftsbetrieb eher Störendes. Für ihr wichtigstes Grundlagenfach, die „Allgemeine Psychologie“, gilt, daß entscheidende Elemente der menschlichen Psyche ohne die Beachtung der Geschlechterdifferenz analysiert werden sollen und können. Sie abstrahiert nicht nur von der Geschlechtlichkeit und Gesellschaftlichkeit des Menschen, sondern auch von seiner Geschlechtlichkeit. Den Königsweg der Erfahrungsgewinnung, der möglichst alle Theoriekonstruktionen legitimieren soll, glaubt die naturwissenschaftlich orientierte Psychologie in der experimentellen Methode gefunden zu haben. Für diese Methode ist gesicherte Erfahrung an die Wiederholbarkeit von Experimenten gebunden. Diese Wiederholbarkeit verlangt den austauschbaren Beobachter, ebenso wie die austauschbare Versuchsperson. Diese Forderung nach Austauschbarkeit enthält eine Negation der Geschlechterdifferenz.

Die Tabuisierung der mit der Differenz verbundenen Geschlechtlichkeit zeichnet nicht nur die Logik der Forschung aus, auch die Organisation der Ausbildung der Studierenden ist ihr verfallen. Das Gelingen psychologischer Bildungsprozesse steht und fällt damit, daß subjektive Erfahrungen auf lebendige Art zu Theoriekonstruktionen in Beziehung gesetzt werden können. Wirkliche Bildungsprozesse schließen eine Bearbeitung der eigenen Subjektivität ein, die eine Bereicherung der Erfahrungsfähigkeit begünstigt. Die verschulte gängige Psychologieausbildung verhindert hingegen ein Studium, das die gekonnte Bearbeitung der eigenen Subjektivität und der an sie gebundenen Formen der Realitätsverarbeitung zuläßt. Die institutionell verordnete Blockierung der Auseinandersetzung mit der

1 In meinem Buch: Die Austreibung der Kritik aus der Wissenschaft, Frankfurt/M. 1993, wird einiges gründlicher behandelt, was hier nur angedeutet werden kann.

eigenen Subjektivität schließt auch ein, daß geschlechtsspezifische Erfahrungsprozesse nicht zur Kenntnis genommen werden. Die bürokratische Reglementierung der Ausbildungsgänge zielt auf gleichermaßen subjektiv-geschlechtslose Studierende.

Im Gegensatz zur naturwissenschaftlich orientierten Psychologie hat die Psychoanalyse ein Feld des Sprechens eröffnet, in dem für das Geschlechtliche ein sprachlicher Ausdruck gefunden werden kann. Sie hat auf die entscheidende Bedeutung der Geschlechtlichkeit für alle menschlichen Lebensäußerungen hingewiesen. Wirkliche Erwachsensein, die sie mit Liebesfähigkeit und Arbeitsfähigkeit verbunden sieht, ist ihr zufolge mit dem Akzeptieren der grundlegenden Bedeutung der Geschlechterdifferenz verbunden. Psychische Störungen hingegen haben, wie sie aufgezeigt hat, immer etwas mit dem Scheitern an der Geschlechterdifferenz zu tun. Die kindliche sexuelle Neugierde liefert nach Freud die Basis für spätere intellektuelle Neugierde. Die Verkümmern des „Wißtriebs“ hat mit Blockierungen der Neugierde zu tun, die sich auf das Geschlechtliche bezieht.

Die Schwierigkeiten, sich die Bedeutsamkeit der Geschlechtlichkeit bewußt zu machen, sind keineswegs bloß intellektueller Art. Sie haben ihre Wurzeln nicht zuletzt in der Wirksamkeit von bewußten und unbewußten Ängsten und den sie begünstigenden Abwehrmechanismen. Derartige Abwehrmechanismen sind auch im Bereich des psychoanalytischen Denkens wirksam und führen dort zu Tabus und Verzerrungen. Freuds Theorie der Weiblichkeit zum Beispiel, die freilich mehr Problembewußtsein enthält, als manche feministischen Kritikerinnen wahrhaben wollen, mündet in einen sexuellen Monismus, der von der Angst vor der Geschlechterdifferenz bestimmt ist. Daß die nachfreudsche Psychoanalyse ihr Interesse stark auf sehr frühe psychische Problematiken konzentriert hat, hat nicht nur eine Zunahme des Wissens, sondern auch die Flucht vor dem Geschlechtlichen bei Psychoanalytikern begünstigt. Die entscheidende Schwäche des psychoanalytischen Diskurses über die Geschlechtlichkeit scheint mir aber darin zu bestehen, daß kaum gründlich darüber nachgedacht wird, wie das Geschlechterverhältnis

in die psychoanalytische Methode oder die Logik psychoanalytischen Denkens eingeht. Freud hielt seine Psychoanalyse für eine geschlechtsneutrale Wissenschaft, der sich Frauen und Männer bedienen können. Die weitergetriebene psychoanalytische Aufklärung hätte sichtbar zu machen, wie in allen ihren Äußerungsformen das Geschlechterverhältnis und die mit ihm verbundenen Machtstrukturen wirksam werden.

Wie sich eine kritische, sozialwissenschaftlich orientierte Psychologie mit der Geschlechtlichkeit auseinandersetzen sollte, läßt sich nicht in wenigen Sätzen darstellen. Stattdessen können hier nur einige Problemhorizonte benannt werden, mit denen eine Psychologie konfrontiert ist, die sie ernst nehmen möchte.

Die etablierte Psychologie gibt sich geschlechtsneutral, obwohl sie von Männern beherrscht wird. Eine kritische Psychologie hat das Wirken der Geschlechterdifferenz auch in dieser Psychologie aufzuzeigen. Eine Psychologie, die sich geschlechtsneutral gibt, kann als System der Abwehr des Geschlechtlichen analysiert werden. Das von ihr abgewehrte Geschlechtliche kehrt unbewußt, in verschiedenen Gestalten, in ihr wieder, die sichtbar gemacht werden können.

Die Abwehr des Geschlechtlichen äußert sich als Abwehr des Affektiven, das mit diesem besonders eng verknüpft ist. Die naturwissenschaftlich orientierte Psychologie glaubt Erkenntnisse unter Ausschaltung von Affekten erlangen zu können, denen sie damit notwendig unbewußt verfallen muß. Eine andere Psychologie hat sich Gefühlen, die notwendig mit den Beziehungen zwischen Menschen verknüpft sind und immer entscheidend von der Geschlechtlichkeit mitbestimmt sind, bewußt zu stellen. Sie sollte sich darum bemühen, sie zum Motor der Neugierde werden zu lassen.

Die Beziehungen zwischen den Geschlechtern erlauben die Dialektik von Allgemeinem und Besonderem zu lehren, an der die Psychologie üblicherweise scheitert. Die naturwissenschaftlich orientierte Psychologie sieht Menschen nur als Exemplare von Gattungen, während ihre Kritiker sie häufig, im Gegensatz dazu, nur als einmalige, besondere Individuen sehen wollen. In der Beziehung der Geschlechter begegnen sich Menschen aber immer als einmalige Individuen und als Re-

präsentanten des anderen Geschlechts, als etwas Besonderes und als Vertreter eines Allgemeinen. Die Analyse dieses spannungsreichen Verhältnisses sollte im Zentrum jeder kritischen Psychologie stehen.

Die vom Methodenzwang und der bürokratischen Menschenverwaltung beherrschte Universitätspsychologie blockiert die Entfaltung von Räumen des Sprechens, in denen Weibliches und Männliches seinen Ausdruck finden kann. Sie erlaubt kaum Orte, an denen auf die bewußten und unbewußten Manifestationen des Geschlechtlichen gehört werden kann. Die Frauenbewegung dringt an der Universität zu Recht auf Räume, in denen Frauen ihre Talente entwickeln können. Darüber wird leicht vergessen, wie wenig Möglichkeiten die Universität Männern gibt, die Probleme ihrer sexuellen Identität zu bearbeiten, anstatt sie bloß zu agieren.

Eine Psychologie, die die Geschlechtlichkeit intellektuell und praktisch bearbeiten

möchte, muß alle ihre Anstrengungen mit einer kritischen Selbstreflexion verbinden, die überprüft, wie sie mit der historisch sich wandelnden Geschlechtlichkeit verbunden ist. Diese Selbstreflexion verlangt nicht nur intellektuelle Anstrengungen, sondern vor allem die Entwicklung einer Erfahrungsfähigkeit, die darauf angewiesen ist, daß man sich Ängsten stellt, die zur bewußtlosen Flucht in die an der Universität institutionalisierten zwangsneurotischen Einstellungen drängen, die auf die Leugnung des Geschlechtlichen angewiesen sind. Die Universität sollte nicht nur dem Bewußtsein mehr Raum geben, daß es zwei Geschlechter gibt, sie braucht darüber hinaus Arbeits- und Beziehungsformen, in denen sich erotische Spannungen so entfalten können, daß sie ein lebendiges Denken aufladen können. Nur andere Beziehungen der Geschlechter erlauben es, veränderte, freiere Formen des intellektuellen Begehens hervorzubringen.

## Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht für sozialwissenschaftlich-psychologische Forschung

Helga Bilden

Im folgenden betrachte ich Geschlecht als *soziale Kategorie, die in kulturellen Praktiken mit der Leiblichkeit des Individuums verknüpft wird*. Basis dafür ist die Annahme lebenslanger (biologisch = psychisch = sozial) eindeutiger Zugehörigkeit zu einem von nur zwei Geschlechtern. Geschlechterverhältnisse sind soziale Verhältnisse. Damit soll Biologisches nicht geleugnet werden, aber die wohlfeile biologische „Erklärung“ im Rahmen des simplen Zwei-Geschlechter-Denkens infragegestellt werden.

Psychologie, die Menschen als scheinbar geschlechtslose Wesen konzipiert, dabei allerdings eher (weiße, euroamerikanische) Männer im Blick hat, geht an einem wesent-

lichen Moment der psychosozialen Wirklichkeit der Individuen vorbei. Denn mit dem eigenen Geschlecht und dem des Gegenübers in der Interaktion werden Überzeugungen, Erwartungen, Stereotype, Wünsche, Selbstkonzepte und Lebensmuster verbunden: In bezug auf das, was eine Person mit „Geschlecht“ assoziiert, für sich und bei anderen, handelt sie. Geschlecht determiniert nicht Verhalten, sondern ist ein *Bezugspunkt des Handelns*. In bezug auf die Bedeutung, die „Geschlecht“ für eine Person lebensgeschichtlich, situativ hat, handelt sie. Jeanne Deaux (1984, 1990) hält daher die übliche Benutzung von Geschlecht als Individuums- oder Persönlichkeitsvariable ohne situativen und Kontext-